

hen und begleiten diesen Prozeß helfend und korrigierend, indem sie diese Kräfte ausbilden, aber auch selbst dazulernend wie lateinamerikanische Bischöfe immer wieder betonen.

Der Bischof von Riobamba in Ecuador, *Leonidas Proaño*, sagte über die Indio-Pastoral: „Gemeinsam bedenken sie das Wort Gottes, und schon beginnen sich Ämter zum Dienst abzuzeichnen: diejenigen, die so eine Reflexionsgruppe leiten, üben praktisch bereits ein Amt aus. Weitere Dienstämter entstehen ebenfalls durch das, was geschieht: Katechisten und indianische Missionare gehen ans Werk, wobei die besondere Begabung eine Rolle spielt. Neben Indios, die fähig zum Organisieren sind, gibt es andere mit der Gabe des Tröstens: sie suchen Landsleute auf, die in Trauer sind oder sonst Probleme haben. Wir versuchen also einerseits wahrzunehmen, was an Dienst geschieht, und heben es andererseits hervor, indem wir nach und nach Verantwortung übertragen. Das ist der Weg, den wir in der Diözese Riobamba gegangen sind, und ich meine, dies sei ebenso katholisch und evangeliumsgemäß, wie es dem Selbstverständnis der Indios und ihrer Weise, als Volk zu leben, entspreche“ (Orientierung, 31. 5. 84). Die lateinamerikanische Kirche setzt offenbar große Hoffnung in die Gemeindeleiter, Laienmissionare, Katechisten, Träger des Worts oder Pastoralagenten. Im Unterschied zu den Seelsorgeteams, die Anfang der siebziger Jahre vom Priester oder vom Bischof „zu den Leuten“ geschickt wurden, werden diese Kräfte aus der Gemeinde vorgeschlagen oder in ihr gewählt.

Priesterlose Gemeinden: ein ungelöstes Problem

Ungelöst bleibt die Frage der vielen *priesterlosen Gemeinden* angesichts der kirchenamtlich immer wieder verkündeten zentralen Bedeutung der Eucharistie für das Leben der christlichen Gemeinde. Die Ordensfrau als Quasi-Gemeindeleiterin ist in der lateinamerikanischen Kirche von unschätzbare Bedeutung, aber wie wird sich diese Dauer-Notlösung im Leben der Kirche längerfristig auswirken? „Zum halben Jahrtausend ihres Bestehens und an der Schwelle zum dritten christlichen Jahrtausend wird die Kirche in Lateinamerika eine Vitalität benötigen, die sie unmöglich ohne zahlreiche und gut vorbereitete Priester erreichen kann“, sagte Papst Johannes Paul II. 1983 vor den CELAM-Bischöfen in Haiti. Und so hofft die Kirche in Lateinamerika auf mehr Priesterberufe, vor allem aus den eigenen Reihen. In den letzten zwei bis drei Jahren hat, so ist von Priestern und Bischöfen zu hören, die in Puebla als dringend notwendig erachtete Intensivierung der Jugendseelsorge begonnen, erste Früchte zu tragen. In Paraguay und Bolivien, beides Länder mit einem hohen Anteil von Ausländern im kirchlichen Personal, übersteigt die Zahl einheimischer Priesteramtskandidaten immerhin bereits die des gesamten einheimischen Klerus. Die künftige Entwicklung über die nächsten drei bis vier Jahre hinaus ist jedoch nicht voraussagbar. Für die nächsten Jahre rechnet man mit einem weiteren Anstieg der Priesterberufe – in Rom und „vor Ort“ müßte weiter vorgedacht werden.

Gabriele Burchardt

„Ich sehe keine Gruppe, die den Katholiken meilenweit voraus ist“

Ein Gespräch mit Prälat Bernhard Hanssler

Standortbestimmungen des deutschen Katholizismus sind gegenwärtig selten. Man wurstelt sich von Katholikentag zu Katholikentag und von Tagesthema zu Tagesthema. Selbst realistische Bestandserhebungen des Katholizismus und seines gesellschaftlichen Umfeldes sind kaum wahrnehmbar. Wir hoffen, daß uns wenigstens zu letzterem Ansätze gelungen sind in einem Gespräch mit einem der erfahrensten Kenner und kulturell wie geistlich aktivsten Mitgestalter in verschiedenen Feldern der amtlich verfaßten Kirche und des Laienkatholizismus: Prälat Bernhard Hanssler, von 1957 bis 1970 geistlicher Direktor des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, heute Akademikerseelsorger in Stuttgart. Gesprächspartner war David Seeber.

HK: Herr Prälat Hanssler, es ist üblich geworden, von der Verkirklichung des Katholizismus, speziell des deutschen zu sprechen. Dieser Prozeß läuft über verschiedene Entwicklungslinien bzw. Schwerpunktverlagerungen: von

den Verbänden in die Gemeinden, von Laiengremien direkt zur Hierarchie. Und, denkt man an die katholische Soziallehre und an die Begründung sozial-ethischer Imperative, vom traditionellen Naturrechtsdenken hinein in die Christologie, aus der Normen des sozialen Handelns mehr oder weniger direkt abgeleitet werden. Vorausgesetzt, diese Analyse trifft zu, wie beurteilen Sie die Entwicklung und welche Konsequenzen würden Sie daraus ziehen?

Hanssler: Ich kann verstehen, daß man diese Frage stellt. Es ist aber ein sehr differenziert zu betrachtendes Problem. Das Zweite Vatikanum hat insofern einen eigenständigen Laienkatholizismus gefordert und gestützt, als es entsprechend der Autonomie der weltlichen Sachbereiche den Laien als wichtigste, in diesen Bereichen unmittelbar verantwortliche Welperson verstand. So mußte zunächst erwartet werden, daß die Laien in der Kirche als

eigentliche Sprecher in gesellschaftspolitischen Fragen auftreten ...

HK: Es sieht aber so aus, als würde der Laienkatholizismus in der Kirche gerade im Blick auf seine ureigenen Bereiche nicht stärker, sondern schwächer und als gerade er gerade bei gesellschaftlichen Fragestellungen mehr und mehr in den Schatten der Hierarchie.

Hanssler: Wenn dies in der Praxis anders geworden ist, dann hat das nicht nur mit gesellschaftlichen Gründen und hat auch nicht allein mit der tatsächlichen oder unterstellten Schwäche des Laienkatholizismus zu tun, sondern hängt unmittelbar mit der Verfassungsidee der Kirche zusammen. Man muß sich sehr hüten, Kirche in eine Laien- und in eine Amtskirche auseinanderzuidividieren. Kirche ist das *eine* Volk Gottes, zu dem die Laien ebenso gehören wie die Hierarchie. Sie sind aufeinander bezogen, keine der beiden Ebenen ist ohne die andere denkbar. Die Laienschaft hat das selbstverständliche Recht, bestimmte Vorstellungen zu entwickeln und sie in der Gesellschaft zu präsentieren. Aber es ist ebenso unfraglich, daß die Öffentlichkeit lieber den Bischof hört als den befugten Sprecher der Laienschaft.

„Der Laienkatholizismus, wie er sich heute darstellt, ist durch eine geringere gesellschaftliche Kompetenz ausgewiesen“

HK: Verkirchlichung heißt aber unterm Strich zugleich Veramtlichung, also die einseitige Konzentration aller öffentlich wahrnehmbaren kirchlichen Aktivität auf das Amt. Und diese Verlagerung auf den einen Pol, das Amt, scheint teilweise parallel zu gehen mit einer welt- und problemflüchtigen Haltung von Laien ...

Hanssler: Wenn das so ist, ist das nicht im Einklang mit dem, was das Konzil wollte. Im Unterschied zur alten Idee der Katholischen Aktion, die ja bekanntlich das Laienapostolat als verlängerten Arm des hierarchischen Apostolats verstand, gab das Konzil den Laien, den Gläubigen in der Kirche, eine authentische Zuständigkeit für eine originäre Mitverantwortung für die Heilssendung der Kirche. Wenn also eine Verkirchlichung in dem Sinne, wie Sie es eben gesagt haben, stattfindet, dann ist nicht realisiert worden, was das Konzil eigentlich im Sinn hatte. Aber wenn die Laien stumm werden, dann hat das auch noch einen sehr konkreten Grund. Es hängt nämlich damit zusammen, daß die organisierte Laienschaft, wie sie sich gegenwärtig darstellt, als Summe der kirchlichen Gremien, die das Konzil angeregt hat, von den Pfarrgemeinderäten über die Diözesanräte bis zur Spitze des Zentralkomitees deutscher Katholiken durch Wahlakte aus den Gemeinden hervorgeht und insgesamt durch eine geringere gesellschaftspolitische Kompetenz ausgewiesen ist, als sie bisher in den Verbänden anzutreffen war.

HK: Aber die Verbände sind, soweit sie über eigene Vita-

lität verfügen, nicht einfach an den Rand gedrängt, sondern in den neuen Strukturen zum Teil sogar fast privilegiert vertreten oder haben die Möglichkeit, sich in die verschiedenen Gremien wählen zu lassen. Wenn katholische Verbände durch besondere Kompetenz gegenüber den weniger kompetenten Räten ausgestattet sind, dann wissen sie sie offenbar gut zu verbergen ...

Hanssler: Sie wissen, daß ich ein entschiedener Verfechter des Verbandsprinzips bin, und ich weiß warum: Verbände haben schon von ihrer Eigenart her eine andere Kompetenz in gesellschaftspolitischen Fragen, nicht das einzelne Mitglied, aber die Verbandsführungen, denn sie sind ihrer Definition nach gesellschaftsnah. In den Verbänden sammeln sich Leute unter dem Gesichtspunkt der gesellschaftspolitischen Verantwortung – Kolpingfamilie, Lehrerinnenverbände, kirchliche Landvolkverbände. Sie sind schon von ihrer beruflichen Situation her innerhalb der Gesellschaft auf den Bereich bezogen, in dem sie beruflich angesiedelt sind. In den Gremien hingegen befinden sich – ich schätze es gibt 200 000 Rätemitglieder im gesamten Bundesgebiet – ganz überwiegend Leute, die nicht primär durch Zuständigkeit in Fragen der Gesellschaft ausgewiesen sind, also kann man diesbezüglich auch wenig von ihnen erwarten.

HK: Aber es gibt – von den Fragen der Kompetenz einmal abgesehen – auch eine spürbare Verschiebung hin zu den Gemeinden, wo Priester und Laien als das eine Volk Gottes geistlich und gesellschaftlich zusammenwirken. Mir ist eine Aussage eines italienischen Theologen aus allerletzter Zeit in Erinnerung, der sinngemäß sagte, heute werde das gesellschaftliche Zeugnis des Glaubens nicht mehr durch halbpolitische Verbände in Parteinähe, sondern von der Gemeinde als Eucharistiegemeinschaft wahrgenommen.

Hanssler: Ich wüßte gerne, wo das wirklich stattfindet. Das ist vielleicht ein Anspruch, aber wie wirkt die konkrete Gemeinde in einer großen Stadt auf die Kommunalpolitik ein? Haben Gemeinden die Kompetenz und den nötigen Horizont, so daß sie nicht überhört werden können, wenn sie sich zu Wort melden? Beachten Sie bitte auch: Mitglieder der Räte sind für eine Wahlperiode berufen, das ist eine kurze Zeit, die Mitglieder der Verbände sind lebenslang Mitglieder. Da entsteht eine Mentalität, die sich ausdrücken kann, da wächst Befugnis, auf dem je eigenen Gebiet zu sprechen, und werden in langer Arbeit geduldig Vorschläge entwickelt. Was durch Wahlakte zusammengeführt wird, ist ein artifizielles Gebilde. Demgegenüber haben Verbände sozusagen eine familiäre Struktur. Die Verbundenheit der Mitglieder untereinander, die Osmose von der Basis zur Spitze und die Impulse von der Spitze zur Basis ergeben sich gleichsam von der Struktur her, im Bereich der Räte ist das leider nicht so.

HK: Mir ist dieses Bild von der inneren Kommunikationsfähigkeit der Verbände und deren Sprechfähigkeit ein wenig zu ideal. Wir wissen ja, daß Verbände vorwiegend in ihren Vorständen und in Geschäftsstellen existie-

ren, im übrigen aber viele Karteileichen verwalten. Kirchliche Aktivität reduziert sich so *von selbst* auf Gemeindeaktivität, es sei denn, es gelänge Verbänden, gesellschaftliche Problemkompetenz aus dem Glauben heraus zu formulieren, aber diese Rolle ist, auch soweit sie nicht gut gespielt wird, ohnehin von der Bischofskonferenz und bischöflichen Büros besetzt.

Hanssler: Ich gebe gerne zu, daß der jetzige Zustand des katholischen Verbandswesens alles andere als befriedigend ist. Und natürlich hat das innerkirchliche Ursachen in den Verbänden selbst, aber auch gesamtgesellschaftliche, insofern die offene Gesellschaft unserer Tage nicht mehr die Summe von Wertüberzeugungsgruppen ist, die miteinander konkurrierend auf das Gesamtleben der Gesellschaft einzuwirken versuchen. Die Verbände leiden darunter, daß eine gewisse Abneigung gegen Organisationen und Institutionen typisch ist für unsere gesellschaftliche Situation und daß dem Verbandsprinzip, das ja an der Basis auf Versammlungen der Vereinsmitglieder beruht, behindert wird z.B. durch die elektronischen Medien, die, weil sie viel Freizeit wegnehmen, der Tod des Verbandslebens an der Basis sind.

„Wir können nicht einfach ideale Forderungen hinknallen“

HK: Freizeitveränderungen sind ein Symptom einer Gesamtlage, die das Verbände- und Vereinswesen beeinflusst. Es ist aber offenbar nicht so, daß es dadurch zum Erliegen kommt. Es gibt keine Vereinsmüdigkeit insgesamt und die Bereitschaft zu mehr direkter, nicht medialer Kommunikation ist nach allem, was wir wissen, im Zunehmen. Wird der deutsche Katholizismus – oft nur Stichworte der jeweiligen Stunde übernehmend – nicht deswegen mehr und mehr zum Gemeindekatholizismus, weil Verbände nicht aus dem christlichen Glauben heraus zu gesellschaftlichem Handeln zu motivieren vermögen?

Hanssler: Der Katholizismus übernimmt, wie Sie richtig sagen, oft nur Stichworte der jeweiligen Stunde. Aber er müßte aus seiner katholischen, christlichen Überzeugung heraus eigene Nuancen, eigene Motivationen und eigene Argumente einbringen, darf also nicht nur Verstärkungsorgan sein für das, was gerade öffentlich-gesellschaftlich im Gespräch ist. Aber es gibt hinreichend Beispiele dafür, wie, über die katholische Soziallehre vermittelt und transportiert, von Verbänden im katholischen Bereich entwickelte Grundpositionen Eingang z. B. in die Sozialgesetzgebung gefunden haben. Die dynamische Rente, die Vermögensbildung in Arbeiterhand sind solche Beispiele. So müßte es im Idealfall laufen. Es gibt nicht immer Fragestellungen dieser Art und dieser Dringlichkeit. Aber nehmen wir heute die Rentenpolitik oder Krankenhausproblematik. Hier müßte doch der Katholizismus mit seiner Stimme sprechen und darüber nachdenken, ob er, nicht konfessionalistisch, aber von der Sache her Evidenzelemente geltend machen kann, die gewissen Gruppen von Menschen, Kranken oder an den Rand Gedrängten helfen und ihm selbst Profil geben.

HK: Ich würde gerne ein anderes Beispiel heranziehen: die Familienpolitik: Hier spricht der Katholizismus trotz Nuancen vielleicht mit einer Stimme zu einem gewichtigen und gewiß auch drängenden Thema. Was aber gesagt wird, erstreckt sich meist auf materielle Forderungen: Kindergeld, Mutterschaftsgeld etc. Da aber keine gesellschaftliche Größe so sehr im Wandel ist und zugleich von gesellschaftlichen Interessengruppen so sehr vernachlässigt wird wie die Familie, käme es mehr noch als auf die materielle auf die immaterielle Seite des Problems an: darauf, welchen Stellenwert Familie hat, wenn sie als Ort der Lebensführung unentbehrlich ist, welche Konsequenzen das für den einzelnen hat; wie Politik sich dazu verhalten soll, in welcher Weise Familie einen Erziehungsauftrag hat und diesen auch wahrnehmen kann. Dazu gibt es kaum nennenswerte Beiträge.

Hanssler: Gewiß ist es so, daß sich die Rahmenbedingungen für die Familie fundamental geändert haben. Die Frage, die wir aus dem Glauben stellen, ist jedoch die, ob die Institution Ehe und Familie mit ihrem Erziehungsauftrag unter heutigen Verhältnissen gesichert werden kann. Dabei ist die Schule nicht zu vergessen, denn sie wirkt ja in die Familie hinein, und die Medien tun es auch. Wir müssen die Vorgegebenheiten, von denen Politik dabei auszugehen hat, respektieren, es muß nachvollziehbar sein, was wir vorschlagen. Wir können nicht einfach ideale Forderungen hinknallen, aber wir dürfen auch nicht nur nachsagen, was andere Parteien oder wer immer vorschlägt, sondern deutlich machen, was nach unserem Verständnis in der Familie wichtig ist. Im übrigen ist doch wohl nicht zu bestreiten, daß gerade vom Katholizismus her gegenüber der Ideologie der bloßen Lernprozesse die Bedeutung der Erziehung wieder angemahnt wurde.

HK: Dies würde voraussetzen 1. scharfe Beobachtung des gesellschaftlichen Wandels, von dem Ehe und Familie betroffen sind, 2. klare Formulierung der ethischen Probleme, die durch den gesellschaftlichen Wandel aufgeworfen werden, 3. die Einbringung des als ethisch richtig Erkannten in die kollektive Auseinandersetzung über die persönliche Lebensgestaltung. Mich überrascht, daß Sie gleich politisch argumentieren in dem Sinne, daß man das politisch Mögliche beachten müsse.

Hanssler: Das Ethische ist definiert durch den inneren Gehalt der Handlung, durch die Absicht des Handelnden und durch die gegebenen Umstände. Die gegebenen Umstände gehen ein in das sittliche Urteil. Ich darf nicht abstrahieren und sagen, das ist die ideale Forderung und dieser stellt sich mein subjektiver Wille und damit ist die Sache gelaufen. Der gesellschaftliche Wandel gehört zu den gegebenen Umständen, die immer als eine Anfrage an unsere überlieferten ethischen Normen sind. Die Neubessnung in unserem Bereich setzte zeitig ein mit dem Ergebnis, daß allem patriarchalischen Ehe- und Familienverständnis der Abschied gegeben wurde zugunsten partnerschaftlicher Beziehungen und das durchaus mit kirchlichen, nicht mit politischen Argumenten. Im Ringen

um konkrete Lösungen geht es dann um die Kompromißfähigkeit der Beteiligten, denn die Ethik des Kompromisses ist die Grundlage des politischen Geschehens.

HK: Mein Problem ist, ob Sie damit nicht zu früh den politischen Kompromiß oder überhaupt die Sphäre des Politischen ansteuern, während auch das politisch Entscheidende im vopolitischen Raum zu leisten wäre und ob die gesellschaftspolitische Schwäche des Gegenwartskatholizismus nicht gerade darauf zurückzuführen ist, daß er das ethische Profil gesellschaftlicher Fragen nicht zu verdeutlichen weiß, also an einem ethischen Problemlösungsdefizit leidet und ob dies nicht zunächst einmal von einer mangelhaften Beobachtung des gesellschaftlichen Wandels herrührt?

Hanssler: Nach meiner Vermutung ist die Krise der Moral nicht ein kirchliches, sondern ein gesamt menschliches Phänomen der Gegenwart. Die tiefen Veränderungen, die mit den Menschen der Gegenwart vor sich gehen, haben natürlich zur Folge, daß das Wertgefüge der Tradition ins Wanken rät und daß wir überhaupt die Wertordnung neu entdecken und für die jetzt gegebene Situation auch neu formulieren müssen. Natürlich wäre in diesen Fragen ein starker Katholizismus sehr zu wünschen. Ich muß aber die Gegenfrage stellen: Gibt es andere, regsamere Gruppen in der Gesellschaft, die Lösungen präsentieren, die praktikabel sind und nicht Träume oder Emotionen, sondern Propositionen für die nächste Phase, die das Zeitfällige so formulieren, daß es zwingend einleuchtend ist und deswegen auch getan werden muß? Ich will den Katholizismus nicht herausputzen, ich sehe nur in der gegenwärtigen Gesellschaft insgesamt eine Lähmung.

„Es gibt auch das Problem der Transmission und ihres Zeitbedarfs“

HK: Ich sehe weder eine große Krise der Moral noch eine allgemeine Lähmung der Gesellschaft, sondern starke Veränderungen im Bewußtsein und Verhalten verbunden mit einer Unterbewertung des Ethischen zugunsten soziologischer und psychologischer Erklärungsmuster. Aber wo war der orientierende Beitrag von katholischer Seite in der ganzen Auseinandersetzung um Institution, Gewalt, Autorität, antiautoritäre Erziehung etc.? Man kam doch über die Defensive nicht hinaus.

Hanssler: Ja, aber wie läuft das? Das läuft doch so, daß neue Ideen plötzlich aufkommen, zum Beispiel die antiautoritäre Bewegung. Die Kirche wird damit konfrontiert und gefragt nach ihrem Bewußtsein in dieser Sachfrage. Es ist dann, insofern gebe ich Ihnen recht, nicht der Entwicklung gedient, wenn die Kirche den autoritären Gesichtspunkt geltend macht und sagt, zu uns gehört wesentlich die Kategorie der Autorität, sie darf nicht verlorengehen. Sondern die Kirche muß den Mentalitätswandel zur Kenntnis nehmen und sich auf die Diskussion einlassen und sich so an der Klärung des Problems beteiligen.

Dabei kann die Kirche sehr wohl klarmachen, daß sie ihrer Natur nach nicht autoritär ist, weil Jesus prinzipiell alle Autoritätsfiguren reduziert: Ihr sollt keinen Vater, keinen Meister, keinen Lehrer nennen ... Das ergibt meines Erachtens dann eine gemeinsame Basis des Weiterprechens. Autorität behält ihr volles Gewicht, aber ihre Ausübung muß vom Dienstethos geprägt sein.

HK: Es besteht kein Zweifel, daß der Laienkatholizismus sich zu artikulieren weiß, aber er wirft kaum grundlegende Fragen des gesellschaftlichen Wandels auf. Nicht untypisch dafür scheint mir zu sein, wie man mit dem Problem Technik umgeht. Man hilft sich mit handgestrickten politischen Argumenten, aber auf den ethischen Punkt wird Technik, obwohl sie unsere Lebensbasis gerade in ihrer jetzigen Entwicklungsphase grundlegend verändert, kaum einmal gebracht. Zudem scheint auch bei solchen Themen, nehmen Sie zum Beispiel das Umweltthema, die Sprecherfunktion auf die Bischöfe übergegangen zu sein.

Hanssler: Das sind natürlich auch Probleme des phasenmäßigen Ablaufs solcher Dinge. Es ist gar keine Frage, daß das Problem der Technik bis zur Biotechnik und Gentechnik in der theologischen Ethik außerordentlich intensiv erörtert wird. Aber es gibt nun mal auch das Problem der Transmission und ihres Zeitbedarfs. Wie lange dauert es, bis es sich umsetzen läßt in politische Handlungsregeln, in Anleitungen für das Verhalten. Und wiederum: wie lange dauert es, bis daraus eine kompakte Argumentation und zugleich eine gemeinsame Plattform mit Andersdenkenden in der pluralen Gesellschaft werden kann. Mein Eindruck ist übrigens eher, daß die Erörterung des gesellschaftlichen Wandels in der katholischen Erwachsenenbildung und im Schrifttum der Verbände auf hohen Touren läuft. Ich wollte aber auch auf den anderen Punkt Ihrer Frage, daß die Sprecherfunktion in diesen Dingen auf die Hierarchie übergegangen ist, eingehen. Gesellschaftsphilosophisch ist die Kirche zu definieren als Repräsentation transzendenter Wahrheit, die ihre Argumentation aus der Offenbarung schöpft. Die Übermittlung geschieht naturgemäß über das Lehramt, insofern hat hier die Hierarchie nicht etwa eine subsidiäre Funktion, sondern ist Erstverantwortliche.

HK: Wird daraus nicht zu häufig eine enge, manchmal auch furchtsame und öffentlichkeitsscheue Kabinettpolitik. Die amerikanischen Bischöfe – Beispiele: der Friedens- und der jetzt vorbereitete Wirtschaftshirtenbrief – verfahren sehr viel öffentlichkeitsfreundlicher, teilweise sogar die Franzosen und selbst die Italiener.

Hanssler: Eine Kamarilla um die Bischofskonferenz gibt es nicht. Sondern es wird Reflexion institutionalisiert in den Kommissionen, die besetzt werden mit Leuten, die benennbar sind. Im übrigen ist dieses Verfahren durchaus Entscheidungsfindungsprozessen im demokratischen Verfassungsstaat verwandt, denn auch in ihm kann nur durch Repräsentanten gehandelt werden, die als Mandatäre sozusagen das verkürzte Modell der Gesamtgesellschaft sind. Von diesen Arbeitsgruppen darf vorausge-

setzt werden, daß sie auch Sensoren haben für das Meinungsgewoge der Basis und ihrer herausragenden Sprecher. Dabei ist die Hauptschwierigkeit, die schlafenden Massen aufzuwecken und sie für die Fragestellungen zu interessieren. Die Ergebnisse sind also keineswegs Dekrete vom grünen Tisch, sie sind getragen von lehramtlicher Verantwortung, von theologischen Beratungshilfen, und sie fangen das Meinungsspektrum auf, wobei freilich der vielgerühmte Meinungspluralismus das Gewicht des Meinungsfaktors unvermeidbar schwächt.

„Durch den Kulturseparatismus hat sich der Katholizismus gettoisiert“

HK: Befördern Sie mit dieser Einteilung in kompetente Spitze und schlafende Masse im Grund nicht, was man Katholiken ohnehin vorwirft, sie seien intellektuell weniger wach, selbstzufriedener und deswegen auch im Verhältnis zu den Protestanten kulturell inferior?

Hanssler: Das ist eine Frage, die mich aufregt. Inferiorität war das Stichwort, mit dem Graf Hertling begründet hat, warum er die Görres-Gesellschaft ins Leben rief. Es gehörte damals sozusagen zum Bewußtsein der katholischen Öffentlichkeit: wir sind inferior. Inferior waren oder sind Katholiken aber nicht aus innerer Schwäche, inferior wurden sie gehalten. In der Struktur des alten hohenzollernschen Reiches waren die Katholiken Bürger zweiter Klasse. Sie waren numerisch nur ein Drittel. Es macht viel aus, daß wir jetzt zahlenmäßig ausgeglichen sind. Die Katholiken galten als ultramontan und deswegen als suspekt, auch in ihrer staatsbürgerlichen Gesinnung.

HK: Ich habe den Eindruck, das sei kein geschichtlich abgeschlossener Prozeß und es gebe auch sehr gewichtige innerkatholische Gründe ...

Hanssler: Soweit die kulturelle Inferiorität katholische Eigenart und traditionsbestimmt ist, ist sie entstanden durch den Kulturseparatismus des Weltkatholizismus im 19. Jahrhundert. Der Katholizismus ist ausgeschert aus der geschichtlichen Bewegung nach 1789. Die Französische Revolution war flegelhaft antikirchlich und antireligiös, daß die Schreckreaktion der Kirche verständlich war. Aber daraus ergab sich das Programm einer eigenen Kultur, einer eigenen Literatur, einer eigenen Kunst, einer eigenen Gesellschaftslehre. Sie ging dann so weit, daß sie in „Quadragesimo anno“ ohne hinzugucken, wie die Realität ist, eine berufsständische Ordnung postulierte und den Familienlohn, beides in der gegebenen Situation nicht durchsetzbare Lösungen. Wunderbar und ideal, aber nicht machbar. Dieser Kulturseparatismus hat natürlich zur Folge gehabt, daß der Katholizismus sich gettoisierte. Das II. Vatikanum hat den ungeheuren Mut gehabt, diesen Modernitätsrückstand des Katholizismus aufzuholen. Dies war auch die eigentliche Leistung des Konzils. Alles andere waren Fortschreibungen von Standards.

HK: Darüber ließe sich streiten ...

Hanssler: Nein, das ist der vitale Punkt: die Kirche im Konzil hat sich zu den Freiheitsansprüchen des modernen Menschen bekannt und ihre Zustimmung zu den Prinzipien der modernen Gesellschaft gegeben. Man dachte an ein System der solidarischen Haftung aller für das Humanum; ihr Sozialisten, ihr Kommunisten, ihr Liberalen, was uns auch trennen mag, im Humanum sind wir einig. Das läßt sich natürlich nicht in zwanzig Jahren ins Gleichgewicht bringen. Doch der Prozeß ist angestoßen, und von daher ist es nicht mehr sinnvoll, von Inferiorität zu sprechen. Ich sehe auch keine Gruppe im kulturellen Durchschnitt, die dem Katholizismus meilenweit voran wäre weder in der Literatur noch in der Kunst, noch in den Wissenschaften.

HK: Ein Beispiel für mich, wie wenig kulturbezogen der deutsche Katholizismus selbst noch in der Retrospektive denkt, ist die jüngste Sammlung von Lebensbildern aus dem deutschen Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts (Grünwald, Mainz 1984): Neben Bischöfen und Prälaten viele Politiker der Weimarer und der Nachkriegszeit, als Schriftsteller von Rang der einzige Reinhold Schneider; Gertrud von le Fort scheint nicht katholisch gewesen zu sein oder nicht in dieser Zeit gelebt zu haben.

Hanssler: Wer weiß, vielleicht ist das Programm der Lebensbilder noch nicht abgeschlossen, vielleicht fanden sich noch nicht die geeigneten Autoren, jedenfalls ist an Namen kein Mangel: Karl Muth, Theodor Haecker, Richard Seewald, Werner Bergengruen, Erich Peterson, Heinrich Schlier, Ida Görres ... Darunter fallen zumal die vielen Konvertiten auf, die die Welt der Orientierungslosigkeit und der Formlosigkeit nicht mehr ertragen und in der Kirche Heimat suchten. Zu der Vermutung eines literarischen Defizits im deutschen Katholizismus darf ich an ein Wort erinnern, das mir einst ein bekannter Verleger voller Ingrimms vorhielt: *noncatholica non leguntur*.

HK: Das ist interessant, aber macht man die Gegenrechnung auf für die unmittelbare Gegenwart, dann ist Heinrich Böll ziemlich der einzige Schriftsteller von Rang, der kulturell dem Katholizismus zuzurechnen ist. Er ist zu literarischer Größe herangewachsen, indem er sich ein Leben lang am katholischen Milieu gerieben hat.

Hanssler: Böll ist ein Sonderfall, und ich bin in diesem Fall vermutlich befangen, weil Böll mich zur Hauptfigur in seinem „Clown“ gemacht hat, wie immer wieder behauptet wird.

„Wenn der ‚Stern‘ anfängt zu schreiben, der Bauch gehört mir“

HK: Selbst wenn alles Vergangenheit sein sollte, was über kulturelle Unterlegenheit „der“ Katholiken gesagt wird und die Fruchtbarkeit in Literatur und Kunst größer ist als angenommen, ist es doch unumstritten, daß es im Katholizismus eine geringere geistige Lebendigkeit im Umgang mit Fragen der Zeit gibt als etwa im Protestantismus.

Hanssler: Ich kann in dieser Hinsicht markante Unterschiede zwischen den Konfessionen nicht erkennen. Im übrigen ist die Bereitschaft, sich auf die Aktualität der Zeit einzulassen nur in einem sehr abgeleiteten Sinne als Kultur zu bezeichnen. Zudem finde ich, daß das Schrifttum der Verbände und die ganze katholische Publizistik durchaus lebhaft am Zeitgespräch beteiligt sind, so daß auch in dieser Hinsicht die These vom amtskirchlichen Monopol fragwürdig wird.

HK: Hat die relativ geringe kulturelle Fruchtbarkeit und das eher schwache Profil von Zeitprobleme betreffenden ethischen Imperativen nicht auch damit zu tun, daß Katholiken ihre Forderungen ganz überwiegend an den Staat adressieren und darüber vergessen oder unterschätzen, was in den meinungsbildenden gesellschaftlichen Gruppen und Bewegung vor sich geht?

Hanssler: Für mich ist klar, daß die Kirche als Repräsentation der transzendenten Wahrheit auf den Staat hin sprechen muß, da ist der Adressat der Staat. Aber zur Beantwortung Ihrer Frage ist für mich die Unterscheidung Kirche – Katholizismus sehr wichtig. Kirche ist das Volk Gottes, das aus der Offenbarung lebt. Katholizismus hingegen ist für mich ein kultureller Begriff und in keiner Weise identisch mit Kirche, der Katholizismus ist ein Element der Gesamtheit von Gruppen, die die Gesellschaft bilden und in ständigem Gespräch, im Ringen miteinander, in der Konfrontation wie im Dialog sich miteinander einigen. In diesem Sinne ist der Katholizismus Partner in der Gesellschaft, die Kirche ist Partnerin des Staates.

HK: Möchten Sie auf dieser sehr abstrakten Bestimmung der Kirche als Repräsentation von Transzendenz unbedingt insistieren? Ich würde lieber sagen Verkünderin und Zeugin des Glaubens.

Hanssler: Die Kirche ist Verkünderin und Zeugin des Glaubens in den kirchlichen Binnenbeziehungen, aber zur Bestimmung ihrer Präsenz in der weltlichen Gesellschaft kann man auf die genannte Formel nicht verzichten, wenn nämlich festgestellt werden soll, was Offenbarungswahrheit im Gegenüber zur profanen Gesellschaft überhaupt bedeuten kann. Ich muß das ja auch einem Politologen vermitteln, der pfeift auf eine rein innerkirchliche Begriffswelt. Er braucht eine klare Beschreibung der Begründung des Gesellschaftsbezuges, damit er würdigen kann, was die Kirche will und wofür sie ist.

HK: Ich tue mich etwas schwer damit, könnte aber Ihrer Zuordnung: Kirche/Staat, Katholizismus/Gesellschaft schon etwas abgewinnen. Doch gerade wenn der Katholizismus als gesellschaftliche Größe schwach ist, kann die Kirche nicht darauf verzichten, sich um gesellschaftliche Entwicklungen, soweit sie nicht den Staat unmittelbar betreffen, zu kümmern. Und der demokratisch verfaßte Staat ist ja alles eher als Staat von Gottes Gnaden, sondern davon abhängig, was in der Gesellschaft vor sich geht.

Hanssler: Vorsicht, das ist sachlich schon richtig. Aber man muß auch sagen, der Staat ist sozusagen die Gesellschaft in einer neuen Erscheinungsform und nicht nur Resultante einer Gesellschaft. Es findet eine Metamorphose der Gesellschaft auf den Staat statt, er ist Integration der Gesellschaft. Der Katholizismus ist ja ständig drin im gesellschaftlichen Gebrodel. Der Staat ist kristallin, geronnen zu Institutionen, zu Formen mit geistigen Inhalten, die man Gesetze nennt. In beiden Bereichen sind die Christen legitim gegenwärtig als Katholizismus in der Gesellschaft, als Kirche gegenüber dem Staat.

HK: De facto ist es aber so, daß sowohl die Hierarchie wie der Laienkatholizismus in gesellschaftlichen Fragen einseitig den Staat bzw. den Gesetzgeber im Blick haben – siehe § 218, siehe Scheidungsgesetzgebung. Während der Versuch, der eigenen Position Gehör zu verschaffen, eher bei der Gesellschaft ansetzen müßte und das plausibelste Gesetz nichts taugt, wenn es von den Leuten in seinem Warum und Wofür nicht verstanden oder nicht getragen wird.

Hanssler: Das ist eine unvermeidbare Gegebenheit. Wenn der „Stern“ anfängt, herausfordernd zu schreiben „mein Bauch gehört mir“, ist ein Gespräch eröffnet. Dann muß der Katholizismus sich regen, und er hat sich auch nachweisbar geregt. Die Lösung ist dann nicht Sache des Staatsanwalts, sondern muß politisch ausgehandelt werden. Ich kann nicht verlangen, daß ein nichtgläubiger Mensch meine Vorstellungen zum § 218 übernimmt. Ich muß hinnehmen, daß er eine andere Meinung hat, aber wir müssen einen gemeinsamen Weg suchen. Ich muß mit ihm reden, aber ich kann erwarten, daß er auch meine Argumente anhört. Das ist die Praxis der Ethik des Kompromisses, der das Fundamentalphänomen in einem wertneutralen Staate ist.

„Wir müssen in das gesellschaftliche Gebrodel hineinkommen“

HK: Wir sind ausgegangen von der Frage nach der Verkirklichung des Katholizismus. Eigentlich möchte man meinen, damit werde vom Amt und von den Gemeinden her gleichsam von selbst wieder mehr Geistliches eingebracht. Aber dies scheint trotz mancher Zeichen eines „religiösen“ Katholizismus, wie ihn sich Franz Xaver Kraus um die Jahrhundertwende im Gegensatz zum politischen und ultramontanen wünschte, nicht der Fall sein.

Hanssler: Im Gegenteil. Das Erschreckendste im Katholizismus ist gegenwärtig die spirituelle Leere. Sie selbst haben wiederholt vom Verlust des Spirituellen gesprochen. Mein Hauptanliegen ist gar nicht so sehr ein Katholizismus, der gesellschaftlich munter ist, sondern ein frommer Katholizismus. Wir sind aber im Grunde eine verweltlichte, horizontalistische gewordene Form des Katholizismus, und wir müssen zurückfinden zu einem starken Glauben, der sich an die Offenbarung, an das Wort Gottes bindet, vor allem in der Verkündigung. Verkündigung

darf nicht zu einer Summe politischer Essays werden, sondern muß die Botschaft selbst zu Gehör bringen. Es ist meine Sorge, daß die Botschaft vom Kreuz nicht vergessen wird, weil das Kreuz – von seiner Erlösungsfunktion abgesehen – das Gesetz des Scheiterns erklärt und damit die entsetzlichen Lose, die viele Menschen zu tragen haben.

HK: Da es auf jeden Fall nicht daran liegen kann, daß der Katholizismus zu wenig kirchlich ist, worauf führen Sie die spürbare spirituelle Dürftigkeit zurück? Droht der Sinn für das Geistliche und Sakramentale, vielleicht auch wegen zu viel kirchlicher Bürokratie, in der Kirche und in den Gemeinden selbst abhanden zu kommen?

Hanssler: Es ist viel zerbröselnd und zerfallen. Warum? Die Welt hat sich verändert; unsere alte Sprache trifft nicht mehr. Es gibt religiöse Aufbrüche, jede Menge, Meditationsbewegungen, Sekten. Aber zum erstenmal mündet ein religiöser Aufbruch nicht in die Kirche ein, weil wir ihn noch nicht beheimaten können, weil wir noch nicht die Sprache sprechen, die die Leute mit ihrem religiösen Hunger begreifen, so daß sie sagen können: das hilft mir.

HK: Können Sie sich vorstellen, daß die vorhandenen, sich unterschiedlich entwickelnden Bewegungen von den Focolarini bis zu den Charismatikern oder auch bis zum Opus Dei in naher Zukunft in einem sehr gewandelten, mehr von den Gemeinden her geprägten Katholizismus einmal die Rolle übernehmen, die die Verbände bis in die jüngste Zeit spielten?

Hanssler: Meine Hoffnung ist eine Metamorphose der Verbände. Denn ein Verband muß zeitgerecht sein, sonst ist er narrisch. Aber ich warne davor, Verbände in einem „brillanten Narrenspiel der Hoffnungen“ – das Wort stammt von Jacob Burckhardt – durch Bewegungen ersetzen zu wollen. Bewegungen sind dadurch gekennzeichnet, daß sie keine Vernunft annehmen. In diesem Sinne sind die von Ihnen genannten Beispiele keine Bewegungen. In welchem Umfang Focolarini, Cursillos, Charismatiker über den spirituellen Bereich hinaus gesellschaftswirksam werden können, steht dahin. Worauf es ankommt: Wir müssen in das gesellschaftliche Gebrodel hineinkommen mit einer rationalen Struktur. Alle neuen Aufbrüche und Organisationen, die diese Eigenschaft mitbringen, können uns nur hochwillkommen sein.

Die unterbewertete Hauptschule

Eine Erklärung des Vorsitzenden der Bischofskommission Erziehung und Schule

Ende November wurde in Bonn eine Erklärung des Vorsitzenden der Bischofskommission für Erziehung und Schule, Erzbischof Johannes J. Degenhardt, zur Hauptschule veröffentlicht. Der in der bischöflichen Schulkommission vorwiegend von Pädagogen erarbeitete Text plädiert nachdrücklich für eine Aufwertung und Profilverbesserung der Hauptschule als eines eigenständigen Bildungszweiges und wendet sich entschieden gegen eine einseitige Bevorzugung des Gymnasiums und des Abiturs durch Schulpolitiker und Eltern. Vor 15 Jahren hätte die Erklärung vermutlich eine heftige und hilfreiche Diskussion ausgelöst; Beachtung verdienen die Grundlinien des Papiers auch heute noch. Hier der Wortlaut:

Zur gegenwärtigen Situation

Vor mehr als 15 Jahren begannen die Länder der Bundesrepublik Deutschland die Volksschulen aufzulösen. Die Idee der „Volks“schule als Normalschule wurde damit aufgegeben. Grund- und Hauptschulen wurden als selbständige Schulen konzipiert, wobei die Hauptschule eine Schule weiterführender Bildung sein sollte.

Mit der Bezeichnung „Hauptschule“ war eine Aufwertung angestrebt. Aber die Entwicklung fiel in eine Zeit allgemeiner pädagogischer Unruhe, Umgestaltung und intensiver Bildungswerbung, wobei die Hauptsorge nicht der Hauptschule und deren Profilierung galt.

Viele pädagogischen Ideen wurden verkündet und nicht

zuletzt durch die Massenmedien verbreitet. Obwohl sie größtenteils in der Pädagogik der ersten drei Jahrzehnte unseres Jahrhunderts schon ein- oder mehrmals proklamiert worden waren, wurden sie jetzt mit dem Nimbus neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse und dem Anspruch des „Fortschritts“ umkleidet. Im einzelnen handelte es sich fast durchweg um begrüßenswerte Impulse und berechtigte Aspekte; aber es gelang nicht, sie in einer Gesamtkonzeption zu fassen und entsprechend einzuordnen.

Vor allem waren es drei Ideen, deren Auswirkungen bei Kindern und Jugendlichen, die in den letzten 15 Jahren die Schule besuchten, spürbar wurden: (1.) Wissenschaftsbestimmtheit, (2.) Emanzipation und (3.) Chancengleichheit. Allerdings sind alle drei Ideen verschieden interpretierbar und auch tatsächlich unterschiedlich interpretiert worden.

1. Wissenschaftsbestimmtheit kann bedeuten, daß der Pädagoge und insbesondere der Fachdidaktiker wissenschaftliches Denken und wissenschaftliche Ergebnisse auswählt und sachgerecht auf den Entwicklungsstand bestimmter Schülergruppen hin transferiert. Dabei sollte es aber nicht nur um eine unkritische Vermittlung des derzeitigen Standes der Wissenschaften gehen, sondern es sollte auch deutlich werden, daß die Wissenschaften durch ihre Methoden auf bestimmte Fragestellungen fest-